

tons“, die darauf zielt, „zu begründen, daß das, was gut und gerecht ist, nicht relativ auf eine bestimmte Kultur gut und gerecht ist, sondern daß es einen objektiven Maßstab gibt, an dem sich der Mensch orientieren muß, wenn er ein gutes und glückliches Leben führen will“ (30).

In den frühen Dialogen – ein knappes Kapitel diskutiert auch Fragen der Echtheit und Chronologie in Platons Werk – äußert sich die Frage nach dem Guten noch in der Frage nach einzelnen Tugenden: Was ist Tapferkeit, Gerechtigkeit oder Frömmigkeit? Zwar bleiben diese Definitionsversuche ohne Ergebnis, aber sie entlarven zumindest vermeintliches Wissen als Unwissen. In diesem Zusammenhang vollzieht sich auch ein weiterer Schritt in Platons Denken: Wer tapfere, gerechte oder fromme Handlungen als solche identifizieren will, benötigt ein Bild, eine „Idee“ von Tapferkeit usw. Da es um Tugenden geht, die gemäß Definition gut sein sollen, richtet sich schließlich die Suche auf die Idee des Guten überhaupt. Diesem Thema, das Platons mittlere Dialoge beherrscht, widmet Bordt das ausführlichste Kapitel (75–128). Dabei wird deutlich, daß nicht nur Metaphysik und Erkenntnislehre, sondern auch Psychologie, Politologie und Ästhetik in engstem Zusammenhang mit der Idee des Guten stehen. In der Darstellung des Spätwerks arbeitet Bordt die jeweiligen Akzentverschiebungen und Kontinuitäten heraus. Im Anhang finden sich hilfreiche „Steckbriefe“ der einzelnen Dialoge. Hinweise zu weiterführender Literatur und Register runden diese Einführung ab.

Obwohl Bordt sich von der Systematik der Problemstellungen leiten läßt und nicht der Reihe nach einzelne Dialoge behandelt, vermittelt er Einblick in die wichtigsten Werke Platons. Auf Interpretationsschwierigkeiten macht er aufmerksam, ohne die damit verbundenen Diskussionen lang und breit zu schildern. Auf 190 Seiten genügen ihm 19 Verweise auf Sekundärliteratur. Diese Souveränität mag fahrlässig erscheinen, ist aber abgesichert dadurch, daß Bordt Platons Werk weniger als Lehrgebäude versteht, sondern als ein sich weiterentwickelndes System von Fragestellungen. Ausdrücklich wirft er in Kapitel 5 die Frage auf, ob man mit Recht von einer Ideen-Lehre sprechen könne. Aufschlußreich ist auch die Frage, weshalb Platon nicht Abhandlungen,

sondern Dialoge verfaßt (Kapitel 4). Zunächst erweist er damit wohl seinem Lehrer Sokrates seine Reverenz. Dann eröffnet die Dialogform mehr Möglichkeiten der literarischen Gestaltung. Vor allem aber geht es darum, daß „Platon seinen Lesern durch die Form des Dialoges keine fertigen Resultate und Informationen, sondern Probleme vorlegt, die zum eigenen Suchen nach der Wahrheit provozieren sollen“ (49f.). Diesem Ziel hat sich auch Bordt verschrieben, und er hat es nach Meinung des Rezensenten erreicht.

Albert Radl SJ

WOLF, KURT: *Religionsphilosophie in Frankreich. Der „ganz Andere“ und die personale Struktur der Welt*. München: Fink 1999. 216 S. Kart. 48,-.

Unverkennbar wird die philosophische Landschaft im deutschsprachigen Raum mehr und mehr von der angelsächsisch-analytischen Philosophie beherrscht. Dies gilt auch für die Religionsphilosophie. Das Buch von Kurt Wolf lädt ein, die Aufmerksamkeit in eine andere Richtung zu lenken, und wie sich zeigt, lohnt es sich, dieser Einladung zu folgen. Es vermittelt einen Überblick über die Religionsphilosophie in Frankreich seit 1945. Autoren verschiedener Traditionen kommen zur Sprache, etwa aus der Phänomenologie, dem Thomismus oder der Transzentalphilosophie. Trotz ihrer verschiedenen Ansätze und Methoden ist eine gewisse Gemeinsamkeit in der Thematik zu erkennen, die man Konzentration auf das Personale nennen könnte. Dementsprechend ist auch der Buchtitel gewählt. Nicht zuletzt diese Konvergenz läßt eine gewichtige Stimme entstehen, der sich die Diskussion in Deutschland nicht verschließen sollte. In der Reihe der dargestellten Autoren finden sich bekannte, aber auch bei uns weniger oder kaum bekannte. Von den letzteren ist manchmal fast nichts übersetzt. Für viele Leser dürfte deshalb das Buch die erste Begegnung mit ihnen stiften.

Den Auftakt bildet *Gabriel Marcel*, der die personale, engagierte „Existenz“ in die Mitte seines Denkens stellt. Diese Existenz ist, vermittelt über die Dimension der Zwischenmenschlichkeit, offen auf das „absolute Sein“, das sich als „absolutes Du“ enthüllt. Marcel hat damit gleichsam einen Akkord angeschlagen, der sich

in manchen Abwandlungen und Erweiterungen wiederfinden wird. So wendet Maurice Nedoncelle diesen Ansatz philosophisch-theologisch auf die Ausarbeitung einer prinzipiellen Einheit von Gottes- und Nächstenliebe an. Maurice Merleau-Ponty ist bekannt als der große Phänomenologe des Leibes, der Sprache und der Intersubjektivität. Weniger bekannt und wegen seiner christentumskritischen Äußerungen für den Leser eher überraschend sind seine Reflexionen über die Grenzen der Philosophie und die möglichen „Optionen“ für den religiösen Glauben.

Um die Pole der egoistischen „Schwerkraft“ und der befreienden „Gnade“ kreisen das Denken und die Mystik von Simone Weil. Als Jüdin nähert sie sich dabei sogar einer Christologie. Denn für sie ist jene gnadenhafte Befreiung nur möglich durch die Teilnahme an der Liebe eines sich entäußernden und sich auf die Seite der Armen stellenden Gottes. Unter dem Einfluß seines Lehrers Maurice Blondel entwickelt Henry Dumery aus dem Gedanken der Transzendentzfähigkeit des Menschen Kriterien zur Beurteilung von religiösen Einstellungen und zur Aussonderung von Aberglauben und Ideologie. Dieser aus der Religion gewonnene kritische Zug wird deutlich ausgesprochen in dem Werk von Henri de Lubac, das auch in Deutschland großes Echo fand: „Die Tragödie des Humanismus ohne Gott“ (deutsch 1950). Dabei geht dieser Autor von einem für die Anthropologie fruchtbar gemachten transzentalen Ansatz aus. In seinen Worten: „Jeder menschliche Akt, sei es Erkennen oder Wollen, der sich im Wirklichen vollzieht und darin etwas Greifbares und Sinnvolles annimmt, stützt sich insgeheim auf Gott. Denn Gott ist das Absolute; und man kann nichts denken, ohne das Absolute zu setzen und das Gedachte an dieses Absolute zu knüpfen; man kann nichts wollen, ohne nach dem Absoluten zu streben“ (72).

Eine entsprechende Ausrichtung des menschlichen Geistes auf die Begegnung mit dem personalen Gott der Offenbarung hin lehrt der Mediävist Etienne Gilson und gewinnt sie aus einer schöpferischen Interpretation mittelalterlicher Texte (besonders von Thomas). Ganz anders der Ausgangspunkt von Pierre Teilhard de Chardin, dem in einer von naturwissenschaftlichen Forschungen inspirierten Weltbetrachtung der Kos-

mos auf seine Mitte, nämlich auf den in ihm offenbaren Gott hin transparent wird. Nochmals anders ist der Ausgangspunkt des jüdisch-litauischen Denkers Emmanuel Levinas. Es ist die unter dem Eindruck des Holocaust stehende ethische Erfahrung der radikalen Priorität des „Anderen“, dessen Antlitz mich aus meiner Selbstzentriertheit herausreißt. Diese Erfahrung enthält untergründig auch die des „ganz Anderen“, also Gottes.

Paul Ricoeur verbindet in seiner universalen Hermeneutik die Auslegung von Texten mit der des menschlichen Daseins. In diesem Rahmen finden auch die Zeugnisse der christlich-jüdischen Überlieferung ihre Würdigung und eine mögliche Deutung als Weisen göttlicher Anrede an den Menschen, die den Angeredeten zu einer entsprechenden Antwort herausfordert. Besonders originell erscheint das Denken von Claude Bruxaire. In Auseinandersetzung mit Hegel und der Scholastik entwickelt er eine Seinsphilosophie, in der „Sein“ prinzipiell als „Gabe“ aufgefaßt wird. Konsequenz dieser Sicht ist ein umstürzend neues Verständnis von Welt, Individuum und Gesellschaft sowie ein tieferes Begreifen des Absoluten als ein zur Welt sich öffnendes, aber auch bereits innergöttlich ewiges Sich-Geben und Empfangen. Weitergeführt wird diese Philosophie in unseren Tagen von seinem Schüler Jean-Luc Marion.

Mit Überraschung findet man auch einen Philosophen behandelt, der bei uns oft nur als postmoderner Relativist gilt, nämlich Jacques Derrida. Nach langem Schweigen über die Dimension des Religiösen gelangte er, herausgefordert durch ein letztes Unenträtselbares, worauf das Denken stößt, zur Möglichkeit des Redens von einem „anwesend abwesenden“ Unnennbaren, dem der Name „Gott“ gegeben werden darf. Am striktesten ist die Interpersonalität als allgemeine Perspektive des Seins von Claudie Lavand ins Auge gefaßt. Es ist der Versuch, Sein überhaupt als Transzendenz, d.h. als Hinbewegung zum Anderen zu denken. Dies wird verankert in einer entsprechenden Lehre vom Absoluten, so daß Wolf hier von einer „Trinitarischen Ontologie“ spricht. Für Michel Henry dagegen ist der Begriff des „Lebens“ zentral. „Das Wesen des Lebens besteht in einer ‚inneren Leidenschaft‘, einem In-

halt reinen Wohlwollens, das alle Spaltung und Trennung überwindet. In ihm sind der Offenbarende und die Offenbarung identisch“ (184). Ontologie und Personalphilosophie werden aus diesem Lebensbegriff entfaltet. Eine Weiterführung findet dieser Ansatz bei *Jean-Louis Chrétien*, der als Bereicherung den platonischen Begriff der „Schönheit“ hineinbringt.

Das Thema des Personalen ist in der Tat den verschiedenen Ansätzen weitgehend gemeinsam,

ebenso eine (wenn auch verschieden entwickelte) Offenheit für Metaphysik sowie die Akzeptanz einer zumindest „hinweisenden Religionsphilosophie des ganz Anderen“ (29). Es ist ein schönes und informatives Buch, das in zentralen Passagen zum Verweilen und zu einem meditierenden Vertiefen des Gelesenen einlädt, ein Buch einerseits für den Fachmann, andererseits aber auch für einen weiteren Kreis von religionsphilosophisch Interessierten.

Josef Schmidt SJ

## ZU DIESEM HEFT

ROMAN BLEISTEIN, von 1965 bis 1998 Mitglied der Redaktion dieser Zeitschrift, ist am 17. August 2000 überraschend verstorben. In seinem Nachlaß fand sich ein Manuskript, in dem er auf dem Hintergrund seiner persönlichen Erfahrungen und wissenschaftlichen Forschungen Zeugnis seiner Hoffnung auf eine glaubwürdige und engagierte Kirche gibt.

Am 3. Oktober 2000 jährt sich zum zehnten Mal der Tag der Wiederherstellung der staatlichen Einheit Deutschlands. GOTTFRIED LEDER, Professor für politische Wissenschaft an der Universität Hildesheim, zeichnet wesentliche Stationen des Einigungsprozesses nach und hebt besonders die Bedeutung des Einigungsvertrags hervor.

WOLFGANG BEINERT, Professor für Dogmatik an der Universität Regensburg, beschäftigt sich mit der Leib-Seele-Problematik in der Theologie. Er erörtert das Thema auf der Grundlage der biblischen Anthropologie und gibt Hinweise zum Verständnis damit verbundener theologischer Einzelfragen.

Das Verhältnis von Naturwissenschaft und Religion findet wachsendes Interesse. STEFAN BAUBERGER, Dozent für Naturphilosophie an der Hochschule für Philosophie in München, zeigt im Spannungsverhältnis zwischen Urknalltheorie und Schöpfungsglauben auf, daß die Naturwissenschaft keine Bedrohung für die Schöpfungstheologie darstellt.

Der Umgang mit leidenden und sterbenden Menschen stellt die Gesellschaft vor immer größere Herausforderungen. HERBERT SCHLÖGEL, Professor für Moraltheologie an der Universität Regensburg, beschäftigt sich mit dem Recht auf Selbstbestimmung am Lebensende und setzt sich insbesondere kritisch mit den Thesen von Norbert Hoerster zum medizinisch assistierten Suizid auseinander.